

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 48 — Sonn-ag (1. Advent), den 28. November 1937

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Es weihnachtet wieder im Erzgebirge

Zur großen sächsischen Volkskunstschau „Feierohnd“ in Schwarzenberg.

Nun wären wir wieder so weit; es läuten über die Berge der erzgebirgischen Heimat die Festglocken des Advents. Welch ein wundervoller Zauber zieht mit diesem Glockenschlag in die Herzen der Erzgebirgler ein. „Frogt, wann'r wollt, un imedim in ganz'n Erzgebörg, do werd mersch überol ju song, in Haus un in dr Rörch, 's schönste Fest in ganzen Gahr, fa nār Bornfinnl sei!“ So zeichnet schon Röder „De Weihnacht in Gebörg“, und so ist es auch heute noch. Allüberall regen sich fleißige Hände, „Bornfinnels“ Einzug zur erzgebirgischen Weihnacht vorzubereiten. In diesem Jahr bekommt die Vorweihnachtszeit einen besonderen Glanz durch die seit Monaten vorbereitete und jetzt so glanzvoll eröffnete sächsische Volkskunstschau „Feierohnd“ in Schwarzenberg. Hier werden nicht nur Arbeiten erzgebirgischer Schnitzer, Bastler und Spielzeugmacher zusammengefaßt, nein, diese Ausstellung in Schwarzenberg hat einen noch viel tieferen Sinn, sie soll die Wurzeln der grenzüberschreitenden Feierabendkunst aufzeigen, um darzutun, daß es sich hier um das vorbildliche Schaffen eines echten, bodenständigen Volkstums handelt: Schnitzkunst im Erzgebirge. Wir bringen unseren Lesern zur Ansicht einige wohlgelungene Bilder, die uns in liebenswürdiger Weise von der Schriftleitung der „Dresdner Nachrichten“ zur Verfügung gestellt und die mit Genehmigung des Dresdner Presse-Foto Koch für uns zum Abdruck freigegeben wurden. Das ist erzgebirgische Schnitzkunst. Aus den Bildern spricht zu uns die erzgebirgische Heimat. Und so soll es sein, weil das von jeher die Art unserer Väter war, im Holz das darzustellen, was wir in der Heimat selbst erleben. Bergleute, Walдарbeiter, frisch-fröhliche Jugend auf der Rodelbahn, alles das, was wir im Erzgebirge sehen und erleben, das dient unseren Schnitzern als

Vorbild, das fertigen sie in wundervollen Holzarbeiten, und die Ausstellung in Schwarzenberg gibt ein geradezu berebtes Bild von der Kunst unserer Heimat. Aus demselben Grunde findet aber auch die bergbauliche Tradition Sachsens im Rahmen dieser Schau eingehende Berücksichtigung. Denn die Entwicklung der erzgebirgischen Schnitzkunst reicht ja bis in das 15. Jahrhundert, also bis in die Epoche des „großen Berggeschreis“, zurück. Chroniken und andere zeitgenössische Berichte geben über die Anfänge des „Bergmannsschnitzens“ zuverlässige Auskunft. Anfangs sollen es Knappen gewesen sein, die im Schacht verunglückten, so daß sie ihrem schweren Beruf nicht mehr nachgehen konnten — sie nahmen als erste das Messer zur Hand, um kleine, oft sogar bewegliche Figuren zu erstellen. In erster Linie waren es Nachbildungen von Bergwerken, mit welchen diese Invaliden über das Land zogen. Sie zeigten sich auf den Märkten und setzten die Mechanik ihrer Bastelwerke in Betrieb, um von den Zehrpennigen der Zuzuhauer ihr Leben zu fristen. Diese „Modelle“ waren vielfach mit mancherlei Schnitzwerk mit Ranken usw. verziert. Sie bilden, so heißt es, die erste volkstümliche Betätigung der Silberbergleute. Dieser Brauch hat sich bis auf die heutige Zeit vererbt. Darum zeigt die „Feierohnd“-Ausstellung die schönsten und kunstvollsten „Berge“ aus Vergangenheit und Gegenwart. In den Stuben der Erzgebirgsschnitzer stehen ja wahre Wunderwerke an künstlerischer Vollendung; es sei nur der „Barch“ des Schnitzers Teubner in Aue erwähnt. An die Entwicklung dieser volkstümlichen Arbeit, an ihr langames Wachsen und Reifen erinnert die Ausstellung, die im Zentrum der erzgebirgischen Schnitzerei, in der Stadt Schwarzenberg, stattfindet.



Eines Volkes Seele spricht aus den erzgebirgischen Schnitzereien,

so lesen wir in den „Dresdner N. N.“, die uns die Bildstöcke der heutigen Heimatblattausgabe zum Teil zur Verfügung gestellt haben und freuen uns der Wertschätzung, die dort unsere erzgebirgischen Schnitzereien erfahren. „Was soll man sagen von diesen Schnitzwerken?“, so heißt es weiter. „Man ist immer wieder verblüfft, überrascht von dem, was da die Fäuste der harten Arbeitsmänner an den langen Winterabenden aus groben Klößen Holz hervorzuzaubern wußten. Eines ganzen Volkes Seele, sein Denken, sein Wünschen, sein Erleben spiegelt sich in den tausenderlei Dingen der Feierabendkunst. Da stehen wir dann plötzlich, glücklich wie Kinder, vor einem zwei Meter großen Stück, darauf ist ein ganzer Erzgebirgswald geschnitzt, Rehe grasen darin, Holzfäller sind bei der Arbeit, ein Kohlenmeißler reckt sich dickbauchig im Vordergrund, vom Köhler sorgsam betreut, auf der Bank vor der Hütte sitzt der Jäger und raucht, den treuen Hund neben sich, und wieder woanders wärmt ein Waldarbeiter über einem Feuerlein den Essenstrug. Eine halbe Stunde kann man vor dieser Schnitzerei stehen und sieht immer wieder etwas Neues. Und wieviel Liebe, wieviel Zeit und Geduld mag dem Künstler erst sein prächtiges Werk gekostet haben! Nun aber müssen wir hell auflachen! Das ist ja wahrhaftig eine *R u s s e l b a h n* voller toll wirbelnder Gestalten, die da einer mit einer Feinheit und Lebendigkeit ohnegleichen aus dem Holzblock herausgeholt hat. Fühlt man nicht die Jahre von sich abstreifen, und glaubt selber wieder an einem klaren Wintertag den Berg hinter dem Elternhause hinabzuflitzen in saufender Schlittenbahn? Da, die Kinder auf dem Schlitten, wie sie winken und lachen, dort der Bub, wie er auf Schusters Rappen nebenherfaßt und eben im Begriff ist, das Gleichgewicht zu verlieren! Dann wieder hocken drei hinter einer kleinen Fichte geruhig nebeneinander, sie haben ihre Pfeifen angesteckt, man glaubt sie förmlich reden zu hören in langsamen, abgebrochenen, bedächtigen Sätzen, so wie Menschen reden, die wissen, daß sie nun viel Zeit haben. Welcher Gegen-



Der Fleischermeister, wie er lebt und lebt.
Eine Arbeit von Weigel-Thalheim.



Bohland-Falkenstein schnitzte diesen Photographen
mit ganz eigenem Humor.

satz allein schon in der Gestaltung der beiden Stoffe. Bei den Russelkindern des Meisters Köffel aus Neustädte! alles rund und flink und ausgeglichen in der Bewegung, und hier, beim Meister Hähnel aus Lauter, zarte, zierliche Arbeit, hauchfeine Blumen und Gräser, die aus dem Boden aufschließen, strenge, asketische und doch irgendwie rührende Gestalten. Und dann diese Fülle von Gestalten aus dem täglichen Leben und Beobachten! Dieser Schuhmacher, den sich der Arbeiter Sieber aus Grünhain ersann, ist ja beinahe ein heimatkundliches Denkmal, wie er dasitzt an seinem Schustertisch voller Zangen und Hämmer und Feilen, voller Leimtöpfe und Bindfadenrollen, wie er klopft und hämmert auf den handfesten Treter zwischen seinen Knien! Und dort der Fleischer, wie er dasieht, breit, behäbig und selbstbewußt, aufgebaut vor das halbe Schwein, das ihm glückbringend vor Augen hängt. Welcher seine Humor liegt in dieser Gestalt, die als Hüter vor den sicherlich nicht immer reichlich bemessenen Fleischtopfen der bescheidenen Gebirgler steht! Und hier, ach, der Photograph, das ist ja auch schon ein Museumsstück, was uns da Meister Bohland aus Falkenstein geschnitzt hat, der Dorfphotograph mit dem vorsintflutlichen Knipskasten: „Bitte, zwei Minuten sehr stillhalten, meine Herrschaften!“ So sprüht und funkelt es voller Leben und Laune aus den Arbeiten der Feierabendschnitzer. Von allen Seiten trug man diese Sachen jetzt zusammen und brachte sie nach Schwarzenberg, wo in diesen Wochen die große, vorweihnachtliche Ausstellung des erzgebirgischen Schnitzerschaffens stattfindet. Wer unsere Bilder heute betrachtet, dem machen wir Lust zur Fahrt nach Schwarzenberg, der wird noch einmal so gern hinüberfahren in die „Feierohmd-Ausstellung“. Lichter und Peremetten brennen und Weihnachten ist es dort geworden, das Gesicht des Erzgebirgsmenschen spiegelt sich hundertfach wider in den Gestalten, die Erzgebirgsmenschen schufen, am Feierabend, mit den harten Händen, die sonst den Eißkolben führen, die Art, die Kelle oder die Zügel des Adergespanns. Kommt und freut euch des Erzgebirgers Weihnachtsglück!

Alter Aberglaube im Erzgebirge

Gottlob ist der Aberglaube im Erzgebirge heute überwunden. Kein Mensch glaubt mehr an die unsinnigen Vorstellungen, die man sich in alter Zeit von den und jenen Ereignissen gemacht hat. Aber es ist doch hochinteressant, uns hier einmal in einer historischen Plauderei von Dr. Rich. Breittling erzählen zu lassen, wie gerade bei uns im Erzgebirge s. Bt. dem Aberglauben Tür und Tor geöffnet wurden. „In den Jahren der beginnenden französischen Revolution herrschten in der Gegend um Chemnitz und im Erzgebirge höchst sonderbare abergläubische Vorstellungen, die in scharfem Widerspruch standen zum aufgeklärten Geist jener Zeit. Diese lokalhistorisch interessanten Ueberlieferungen werfen ein helles Licht auf den Charakter der Bevölkerung, deren innere Unfreiheit wir heute nur noch schwer verstehen können. Unter dem Bann solcher abergläubischen Ansichten bestanden besonders die Hochzeitsgebräuche, wie überhaupt das ganze eheliche Leben. Das fing schon bei der Trauung an. Wenn die Braut zum Altar schritt, um sich einsegnen zu lassen, so pflegten die Brautmütter zusammenzurücken, damit der Platz nicht kalt werde, auf welchem die Braut gesessen hatte. Sie glaubten allen Ernstes, die Liebe zwischen Braut und Bräutigam werde erkalten, wenn sie es nicht so machten. Die Neuvermählten wurden in große Unruhe versetzt, wenn an jenem Tag zufällig auch eine Beerdigung stattfand. Wenn dabei eine Ehefrau gestorben war, so glaubten sie felsenfest, der Bräutigam werde ein Witmer. Diese armen Bauersleute waren nicht von dem Wahn abzubringen, ihre Kinder müßten alle sterben, wenn die Beerdigung eines Kindes stattfand. In ihrer abergläubischen Phantasie war das erste Kind stets ein Mädchen, wenn dem verlobten Paar während des Kirchgangs zuerst ein Mädchen begegnete. Im umgekehrten Fall mußte es ein Knabe sein. Begegnete ihnen aber ein Knabe und ein Mädchen zugleich, so rüsteten sie sich auf die Ankunft von Zwillingen. Höchst sonderbare Vorstellungen herrschten über die Unfruchtbarkeit der Frauen. Man lebte in der Chemnitzer Umgebung in der Ueberzeugung, die unfruchtbare Frau müsse mit dem Tischtuch geworfen werden, dessen man sich bei der ersten Taufmahlzeit bediente. Viele achteten genau darauf, wer von den Eheleuten zuerst aus dem Bett steige. Dieser Unglücksvogel mußte nach dem herrschenden Glauben sterben. Das Brautbett wurde sowohl in der Stadt wie auf dem Lande von den Paten weiblichen Geschlechts vorbereitet, wobei das Stroh einzeln hineingelegt werden mußte. Außer Eltern, Paten und sonstigen nahen Angehörigen durfte niemand in die Brautkammer kommen. Man glaubte auch streng vermeiden zu müssen, daß jemand auf das Bett schlug. Es durfte nur sanft gestrichen werden. Oft waren die meist geliebten Brautbetten so hoch, daß zuweilen ein Rissen herunterfiel. Wenn dieses Unglück eintrat, so zweifelte der Chemann nicht mehr, daß er zuerst sterben werde. Am Hochzeitsstag pflegten sich die Paare über das Kreuz zu waschen, „damit sie in ihrem Ehestand nicht beschrien werden“. Vom sogenannten Hochzeitsbrot mußte immer etwas aufgehoben werden, weil die Eheleute der Meinung waren, auf diese Weise könnten sie künftigen Nahrungsorgen entgehen. Aber auch auf anderen Gebieten breitete sich ein merkwürdiger Aberglaube aus. So galt es als eine unantast-

bare Tradition, daß ein Kranker sterben werde, wenn in der Kirche für ihn gebetet wurde und dabei völlige Stille herrschte. Nur wenn jemand hustete oder sonst ein Geräusch vernehmbar war, blieb er am Leben. Jeder Kranke, der nach empfangenem

Abendmahl zu essen beehrte, wurde für verloren gehalten. Wenn er aber nur zu trinken wünschte, so glaubte jeder, daß er wieder gesund werde. Den Frauen, welche Kröpfe bekamen, schärfte der Volksmund ein sonderbares Heilmittel ein. Sie müßten bei zunehmendem Mond, sagte man ihnen, jeden Abend den werdenden Kropf streicheln und die Augen auf den Mond gerichtet, dreimal sprechen: „Was ich sehe, vermehre sich, was ich streichle, verzehre sich.“ Dieses Spiel sollte solange wiederholt werden, bis eine Besserung eintrat. Viele kämpften schon damals gegen solche Verirrungen an und wandten dagegen ein, die Religion werde mißbraucht, und außerdem hätte der ganze Schwindel ja gar keinen Wert. Aber die Bauern ließen sich ihr Geheimnis nicht nehmen. Wenn



Vor Weihnachten im Erzgebirge.
(Aus dem „Erzgeb. Haus- und Heimat-Kalender 1938“, Verlag E. F. Kellers Wwe., Stollberg i. Erzgeb.)

Adventszeit

Nun hat des Himmels reiche Fülle
Die Erd' bedeckt mit weichem Flaum,
Und in des Dörfleins heilige Stille
Weht sich ein goldner Kindertraum.

Er dringt hinein in Menschenherzen,
Knüpft inniger der Liebe Band,
Umstrahlt uns wie mit tausend Kerzen
Und führt uns leise ins Kinderland.

An jede schneebedeckte Hütte
Da klopft der Heiland Jesus Christ,
Will Friede bringen, Glück und Freude
Dem Herzen, das voll Leides ist.

O heiliger, seliger Advent
Mach unsere Herzen all' bereit,
Verbinde, was sich hat getrennt —
Mach hoch die Tür, die Tor mach weit!

Luise Pinc.

auf der Straße die Hunde heulten, so war man sich darüber einig, daß in der Nähe ein Feuer entstehen oder in der Nachbarschaft irgend jemand sterben werde. — Das neu aufgenommene Gesinde durfte am ersten Sonntag nicht in die Kirche gehen, weil man fürchtete, es werde sonst nicht „eingewohnen“. Die Krähen, die schreiend um ein Haus flogen, zeigten irgendeinen Todesfall an, und wenn dabei auch nur irgendein Stück Vieh umkommen sollte. Die Kirchenglocken, die nochmals anschlugen, wenn das Geläute bei einer Beerdigung aus war, forderten bald ein neues Opfer aus der Gemeinde. Wenn dabei die große Glocke anschlug, so mußte eine erwachsene Person sterben, die mittlere kostete einen jungen Menschen und die kleine ein Kind. In den meisten Dörfern läutete man außer für den Kirchgang völlig beliebig, wenn man gerade Lust hatte kam es aber vor, daß es einmal abends läutete, so raunten sich die Leute zu, es müsse jemand sterben. Wer bei abnehmendem Mond in eine neue Woh-

nung zog, dem prophezeite man Unglück und behauptete, sein Vermögen werde abnehmen. Die Brautleute achteten sehr genau auf diese Regel, um so mehr, als sie reich werden zu können meinten, wenn sie bei Regenwetter einzogen. Beim Einzug selbst gab es meist eine Tierquälerei: wer eine neue Wohnung bezog, mußte zuerst etwas Lebendes, eine Kaze oder einen Hund, hineinwerfen, denn es ging das Gerücht, wer zuerst eintrete, müsse sterben. Wenn die Zimmerleute zu einem neuen Bau Holz fällten, so sprang oft beim ersten Hieb Feuer heraus. In solch einem Fall meinten sie, das Gebäude werde bestimmt abbrennen, welches aus diesem Holz erbaut würde. Einmal soll ein Mann das völlig gezimmerte Holz wieder verkauft haben, als er hörte, beim Zimmern seien Funken herausgesprungen. Alle Versuche, ihn vom Unsinn seiner Einbildung abzubringen, schlugen fehl. Er verkaufte mit Schaden, und glaubte nicht an eine natürliche Ursache jener Funken. Wer ein neues Haus kaufte und die Absicht hatte, darin zu bleiben, der mußte in den Ofen schauen, „um sogleich einzugewohnen“. Das neu einziehende Gesinde mußte diese Torheit auch mitmachen, und außerdem der Herrschaft durch die Beine kriechen.

(Fortsetzung von Seite 3.)

auf ein hohes Alter schließen. Es waren meist Gesellschaften (Bergbau), die es betrieben. Wollte einer dieses Gewerbe ausüben, mußte er sich in eine solche Gesellschaft einlaufen. Er bekam dann den Lehnbrief ausgehändigt und konnte nun seinem Gewerbe nachgehen. Auch hier gab es bestimmte Vorschriften. Die Bäume wurden gerissen, damit das Harz ausfließen konnte. Später ging der Harzknecht in den Wald, sammelte das ausgeflossene Harz und brachte es in die Pechhütte. Von da aus kam es in die Siedereien. Dieses Gewerbe muß das einträglichste gewesen sein. Die Kirche erhielt zahlreiche Pechgestifte zum Geschenk. Schließlich erwähnte Dr. Fröbe noch das Büttnergewerbe, das besonders in Schneeberg und Lauter verbreitet

war. Aus ihm ging später auch das Spanforbmachergewerbe hervor.

Dieser Vortrag des Herrn Dr. Fröbe führte uns Erzgebirgler wieder einmal hinein in die Geschichte erzgebirgischen Waldgewerbes. Alles das, was er uns zu erzählen wußte, will uns der Schnitzer Winkler aus Bernesgrün nun auch in seiner Arbeit zeigen. Wie sinnig er alles darstellt. Das Bild ist eine Aufnahme des Foto Koch in Dresden und fand Wiedergabe in den „Dresdner N. N.“. Es wird auch die Leser unserer Heimatblätter mit rechter Freude erfüllen und zusammen mit dem Bild auf der Titelseite unserer heutigen Heimatblattausgabe Zeugnis ablegen von einem verschwundenen Gewerbe des erzgebirgischen Waldes.



Upassender Name

Uem de Lautere gobs meitog un gibts ah heit noch viel schiene Wälder. Un in dr Lautere drinne gibts deswagn viel Korbmacher. Un in Deberdorf, se sogn für gewöhnlich in Gemahhah (Gemeindehain), ward ah sugar in jeden Heisel Korbholz gespökt, gezugn, eigelochten un in fuchzigerle Sorten von Körbn, oder ah noch meh, in de Welt geschickt. Jeds Stammel Holz giebt obr sei net drzu ah, 's muß gerd gewachsen, net vrmimmert net spröd, net grüßgahria sei. Setts Holz is teirer als anersch. Un auf mannicher Kuttu is um e schiens Stammel e tüchtigs Gezerr.

Früher, wu 's Holz noch net e su rar war wie ihe, war dos anersch. Do hatt dos Korbholz en bestimmten Tag un aller vier Wochen ließ dr Wanergut-Lob, dar ze dare Zeit Waldwarter war, de Korbmacher emol zamm komme, un fröget jeden, wieviel 'r Stammel braucheit.

Dr Lob war zum Förschter geboorn. 'r wußt schu als Gung ganz genau, wu jeds Reh wachset, oder e Fuchs im Bau stof, wu de größten Föressen in dr Griefe (Bach) rimschwalein, wie mr de Rüsselkaser an besten drwischt, wie de gunge Baamfe geseht un de alten Baam ausgeäst un umgemacht wurn. 'r konnt ah sugar jeden Stamm bal' nooch Langmoßta-

giern. Nür en Fähler hatt 'r: ar konnt net gut schreiben. Un manning Waldgieher, dar e Bissel meh in jän Korb neigefacht hatt, als 'r unten rüm gefunden hatt, hot 'r nür ageraunzt, weil ne für dan M'zeigschreibn grauet. 's Schreibe war sei Tüd.

Ku ka mr sich von allaa denken, wos dr Lob jeds Mol für Drosch un Baune hatt, un wie 'r geschwigt hot, wenn ar ne Korbmachern 's Holz ohgob. Denn do muß 'r jeds Stammel un jeden Stamm genau aufschreiben. Un wenn 'r su ä dreißig oder vierzig komme sooch, do war schu vornewag tä dreichs Fadl mehr an ne, un drquar durftin an su en Tog nisch komme.

Emol ah — 's war e Donnersteg in Harbist — kam e grußmachtiger Haufen Korbmacher. 's wollt jeder sei Holz rei hobn, eh dr Winner kam. Dr Lob hatt schu e sei's paar Name geschriebe, e sei's paar Mol Friedrich un Christian un Johann un Gottlieb, un wie die Name e su gewöhnlich sei. 'r schwafet wie e Heimacher un drehet e paar Nagn raus wie de Klippelfaschen, mr hätt se könne in jeds Knupholz eisadeln. Do frögt 'r wieder en: „Wieviel Stamm?“ — 's war dos e Staascher, dar nür in Winner Körb machet un dar ne falten unner de Händ kam — „En Stamm!“ fahrt dar. „Wie haacht de?“ — „Hieronymus!“ — „Wie — wie haacht de?“ schrie dr Lob.

„Hieronymus —!“ Dr Lob war außer sich, dos war doch ze viel, su e schwerer Name, un ihe bei dan Gebräng, un wagn en Stammel. 'r hätt dan Dingerich zerruppen könne. Dr zahnte Anne war für Schrad umgefallen, wenn 'r te Lob sei Nagn esah hatt. Dar Holztaaser ober, ar für ne stand, „ng ganz treich noch emol ah: „Hieronymus —!“ Do jahet (sprang) dr Lob obr um Tisch nüm, padet ne beim Flittich (Koch) ah, schütteln e Bissel hie un har un schrier e su laut wie 'r konnt: „Schaff dr annern Name ah — Du trift th Holz!“



Telegrammschmuckblätter der Deutschen Reichspost. Die Telegrammschmuckblätter der Deutschen Reichspost erfreuen sich seit Jahren immer größerer Beliebtheit. Innerhalb Jahresfrist wurden annähernd 1,5 Millionen Telegramme auf Schmuckblättern ausgefertigt. Ihre Benutzung wird vom 22. November ab durch die Einführung neuer Blätter weiter gefördert. Das linke Blatt (LX 3) ist ein sechsfarbiger Offsetdruck nach einem Holzschnitt von Alfred Zacharias in Gauting bei München hergestellt, und gibt eine Darstellung des menschlichen Lebensganges. Das rechte Blatt (LX 8) ist ein vierfarbiger Offsetdruck nach einem Entwurf von Willi Harwerth in Offenbach (Main). Es ist für das Weihnachts- und Neujahrsfest bestimmt und bringt Abbildungen hübscher, auf die beiden Feste hinweisender Gruppen. Die Gebühr für Schmuckblatt-Telegramme ist bekanntlich im Mai 1937 auf 75 Pfennig ermäßigt worden. (Presse-Hoffmann, Zander-M.)

Monatspruch.

Wenns bischbert, hastelt Tog un Nacht, dr Lächter ward gebrannt, un ah bei Herz wir Trab bal' springt. So is dr Dezember in Land.